

E WALD FRIE & MISCHA MEIER (HG.)

KRISEN ANDERS DENKEN

Wie Menschen mit
Bedrohungen umgegangen
sind und was wir daraus
lernen können

PROPYLÄEN

Ewald Frie & Mischa Meier (Hg.)
KRISEN ANDERS DENKEN



Propyläen wurde 1919 durch die Verlegerfamilie Ullstein als Verlag für hochwertige Editionen gegründet. Der Verlagsname geht zurück auf den monumentalen Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis aus dem 5. Jh. v. Chr. Heute steht der Propyläen-Verlag für anspruchsvolle und fundierte Bücher aus Geschichte, Zeitgeschichte, Politik und Kultur.

Ewald Frie & Mischa Meier

Herausgeber

**KRISEN
ANDERS
DENKEN**

Wie Menschen mit
Bedrohungen umgegangen
sind und was wir daraus
lernen können

PROPYLÄEN

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Dieses Buch entstand im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereichs 923 »Bedrohte Ordnungen« an der Universität Tübingen.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber sind Ewald Frie, Mischa Meier, Renate Dürr, Astrid Franke, Klaus Gestwa, Boris Nieswand, Steffen Patzold und Max Rhiem.

Die Redaktionsleitung übernahmen Daniel Rothenburg und Thorsten Zachary.



Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.propylaeen-verlag.de

ISBN 978-3-549-10059-2

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus Aldus nova Pro

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Inhalt

Kapitel 1: Bedroht sein und fürchten

Bedroht sein und fürchten 13

Ewald Frie, Mischa Meier

Die Justinianische Pest. Das Wechselspiel von Ordnungen
in Zeiten existenzieller Bedrohung 26

Dominik Delp

Herrschaftsanspruch und Seelenheil im Lima des 16. Jahrhun-
derts. Die Häresie des Dominikaners Francisco de la Cruz 38

Fabian Fechner

Eigensinnige Bedrohungsdiagnosen. Oder: Wie aus der
Katastrophe »kulturelles Erbe« wird 50

Jan Hinrichsen

Vom Winde verweht. Staubstürme, Schutzwälder und
Klimawandel 63

Klaus Gestwa, Susanne Stein

Die Signaturen der Bedrohung: Die Kölner Silvesternacht
2015/ 16 und ihre Folgen 76

Boris Nieswand

Russlands Angriffskrieg in der Ukraine. Bedrohungsnarrative,
Leiderfahrungen, Atomängste 91

Klaus Gestwa

Kapitel 2: Alarmieren und anheizen

- Alarmieren und anheizen 113
Ewald Frie, Steffen Patzold
- Ansteckend: Mediales Alarmieren und Anheizen bei Ebola
 in Deutschland 2014 122
Daniel Becker
- Chronik einer angekündigten Katastrophe – Hurrikan
 »Irma« in Haiti 133
Tanja Granzow
- Bedrohungskommunikation und leere Mägen 150
Andreas Holzem, Johannes Stollhof
- Bedrohung von der Kanzel: Ein italienischer Prediger
 während des Schmalkaldischen Kriegs in Augsburg 162
Michele Camaioni
- Gierige Grundbesitzer und verbrecherische Beamte? – Die
 Eliten des Oströmischen Reichs unter Kaiser Justinian I. 174
Michael Schilling

Kapitel 3: Ahnen und wissen

- Ahnen und Wissen in Bedrohten Ordnungen 189
Renate Dürr
- Widerstand gegen »Land Grabbing« in Sierra Leone 199
Jan Sändig, Annette Schramm

Kriminelle, Junkies und andere Bösewichte. Sicherheitswissen und moralische Grenzziehungen in Johannesburg, Murcia und Santiago de Chile 210

Manuel Dieterich, Damián O. Martínez, Boris Nieswand

(Un-)Gewissheit und Bedrohung in der Eisenbahnspekulation 1835–1844 225

Christoph Dominik Blum, Marlene Keßler, Daniel Menning, Anna Weininger

Am Morgen nach der Party: Die Asienkrise und die ambivalente Bedrohung einer »globalisierten« Welt 235

Jannes Jaeger, Carina Moser

Null Toleranz für Infektionen!? Strategien gegen resistente Bakterien im Spannungsfeld von neuem und altem Wissen... 246

Irene Poczka

»Think globally, act locally«? Ökologische Bedrohungen in Australien und Russland 261

Daniel Rothenburg, Timm Schönfelder

Kapitel 4: Inszenieren und imaginieren

Inszenieren und imaginieren in Bedrohten Ordnungen 275

Astrid Franke

Schauspiel und Predigt: Sozial-religiöse Inszenierungen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit 287

Andreas Holzem, Klaus Ridder

»Schreck« – »Seuche« – »Schwulenkrebs«: Aids in den Achtzigerjahren 298

Henning Tümmers

Nur eine Geschichte? – Ethiopia als afroamerikanische literarische Intervention	310
<i>Ferdinand Nyberg, Max Rhiem</i>	
Turias Tod. Macht, Erinnerung und Geschlecht nach den römischen Bürgerkriegen	324
<i>Lisa Pilar Eberle, Johanna Göcke</i>	
»Bang Boom Bang« (1999): Ein Film macht Region. Warum das Ruhrgebiet als Gaunerkomödie neu erfunden werden musste	337
<i>Arne Hordt, Jörg Neuheiser und Sophie Stern</i>	
Die Bedrohten Ordnungen Istriens. Die utopische (?) Idee eines hybriden Istriens	353
<i>Luka Babić, Lorena Popović, Daniela Simon</i>	
9/11 und das mediale Imaginäre terroristischer Bedrohungen	366
<i>Vanessa Ossa, Anne Ulrich, Lukas R.A. Wilde</i>	
Kapitel 5: Beenden und zurückblicken	
Analytisches Intermezzo: beenden und zurückblicken	381
<i>Mischa Meier, Boris Nieswand</i>	
Bedrohte Ordnung und christliche Moral. König Karlmann und das Kapitular von Ver-sur-Launette 884	391
<i>Steffen Patzold</i>	
Vom Ende einer Bedrohten Ordnung: Die Rückführung der Kreuzreliquien nach Jerusalem im Jahr 630	402
<i>Mischa Meier</i>	

Arbeitskräftemangel als Bedrohung landbesitzender Eliten im spätrömischen Reich	414
<i>Sebastian Schmidt-Hofner</i>	
»Making New Zealand« – Neuseelands Weg aus der Identitätskrise	430
<i>Miriam Adler, Sabrina Jost</i>	
Was kommt nach dem Ende? Die Heiligkreuztaler Zisterzienserinnen nach der Säkularisation 1804	442
<i>Sophie Prasse</i>	
Die Welt als Bedrohung – die Herausforderung globaler Verflechtung in der Zwischenkriegszeit	456
<i>Martin Deuerlein</i>	
Chinesische Immigration, koloniale Gewalt und kein Ende der Bedrohung: Manila im 17. Jahrhundert	472
<i>Philip Hahn, Adrian Masters</i>	
Zum Abschluss dieses Buches:	
Bedrohungen	487
<i>Ewald Frie, Boris Nieswand</i>	
Anhang	
Anmerkungen	497
Quellen und Literatur	531
Bildnachweis	549

1

BEDROHT SEIN UND FÜRCHTEN

Bedroht sein und fürchten

Ewald Frie, Mischa Meier

Lasst uns Krisen anders denken, indem wir ernst nehmen, dass sie als Bedrohungen vorgestellt, empfunden, begriffen werden. Lasst uns dabei nationale und europäische Kurzsichtigkeiten überwinden, indem wir durch historische Zeiten hindurch Geschichten von Bedrohten Ordnungen erzählen, die sich an verschiedenen Orten der Welt abgespielt haben. Das ist die Idee dieses Buches.

Im Zentrum unseres Interesses stehen die kommunikativen und sozialen Dynamiken, die entstehen, wenn Alarm geschlagen wird. Bei »Krise« hören wir neben dem Gefährlichen und Ungewissen auch die technische Beherrschbarkeit mit, die Krisenkommunikation, den Krisenkanzler, das Krisenszenario. Mit Bedrohungen assoziieren wir dagegen offene soziale Situationen voller Emotionen, die Menschen sowohl individuell als auch als Gemeinschaft tendenziell überfordern. Vielleicht, so die Ausgangsvermutung dieses Buches, lernen wir Neues über die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, über unsere Geschichte und uns selbst, wenn wir von Bedrohungen statt von Krisen reden.

Bedroht sein

Was geschieht, wenn wir uns bedroht fühlen? Wenn wir den gewohnten nächsten Schritten und auch Freundinnen und Freunden nicht mehr trauen, an unseren Lebensgrundlagen zweifeln, wenn Emotionen wie Angst, Furcht und Wut aufkommen und wir zu wissen glauben, wer dafür verantwortlich ist?

Zunächst einmal geschieht gar nichts. Erst wenn wir unsere

Gefühle mit anderen teilen und gemeinsam die Bedrohung benennen, entsteht eine soziale Dynamik. Dann wird dies unser Thema, alles andere zählt nicht mehr. Wir wollen diesen Zustand jetzt und sofort ändern. Wir mobilisieren alle verfügbaren Kräfte, um die Bedrohung zu beseitigen. Doch nicht immer gelingt das. Oft erweist sich die schnelle und einfache Benennung der Ursache als falsch. Wir überlegen neu, versuchen in anderer Weise Abhilfe zu schaffen. Während immer neue Abhilfen scheitern und immer neue Problemdiagnosen sich als unzutreffend erweisen, lernen wir. Selbstverständlichkeiten unseres Alltags werden uns bewusst, weil sie gefährdet sind. Wir erfahren, was uns wichtig ist. Wir verstehen neu, wer wir sind. Oft begreifen, oft sagen wir jetzt erst, wem unsere erste Loyalität gehört. Wer sind wir eigentlich? Wer wollen wir sein?

Bedrohungen sind Selbstalarmierungen aus Ordnungen heraus. Sie entstehen dadurch, dass Menschen etwas mitteilen: schnell, laut, eindrücklich. Die Mitteilung verweist auf etwas: eine Himmelserscheinung, einen herannahenden Sturm, eine Gruppe von Menschen, ein Virus, einen militärischen Angriff. Alarmierungen ohne sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand sind selten. Aber nicht der Gegenstand setzt die Bedrohungsdynamik in Gang. Das macht der Alarm, der den Gegenstand grell ins Licht rückt. Der Alarm muss allerdings Glauben finden. Das gelingt nicht immer. Die Weltgeschichte ist voller ungehörter Warnungen.

Wenn die Alarmierung gelingt, kann das gewaltige Folgen haben. Wer die nun entstehende dynamische Situation beherrscht, kann zuvor Unglaubliches erreichen: Grundrechte außer Kraft setzen, Feinde benennen, Gewaltaktionen starten, aber auch Solidarität organisieren, Schwachen aufhelfen, Zusammenhalt herstellen. Freilich: Bedrohungen sind dynamisch. Nur selten gelingt es Akteuren, sich die gesamte Zeit der Bedrohung hindurch im Zentrum der Ereignisse zu behaupten.

In der Regel wechseln die Hauptpersonen. Immer neue Konstellationen mit immer neuen Möglichkeiten ergeben sich. Bedrohungen bieten zuvor ungeahnte Chancen und Risiken. In Bedrohungssituationen ist Wandel auch dort machbar, wo zuvor Stabilität, ja Verhärtung herrschte. Das finden nicht alle Menschen gut oder nicht alle schlecht. Die Zukunft erscheint dem Bedrohten dunkel, dem auf Veränderung Hoffenden blitzartig hell. Beide wollen schnell etwas ändern. Bedrohungen sind daher offene Situationen mit hohem Konfliktpotenzial. In einer Geschichte, die nicht aus stetigen Fortschritten in Richtung Zukunft besteht, sondern Zeiten schnelleren und langsameren Wandels, Seitwärtsbewegungen und Rückschritte kennt, haben Bedrohungen das Potenzial für Geschwindigkeits- und Richtungsänderungen. Nach der Bedrohung kann vieles oder alles anders sein als zuvor – muss aber nicht.

Wahrscheinlich sind alle Menschen bedrohbar. Und in der Regel bleibt das keine individuelle Erfahrung. Menschen fühlen die Angst, Furcht und Wut anderer, und leicht teilen sie diese Gefühle. Viele Menschen werden auch selbst versuchen, mit ihren Emotionen nicht allein zu bleiben. Bedrohte soziale Gruppen oder Gesellschaften lassen sich vielerorts beobachten. Sie alle dürften emotional angefasst und sozial verdichtet sein. Sie alle stehen wahrscheinlich unter Zeitdruck und suchen hektisch nach Verantwortlichen und nach Abhilfe. Menschengruppen unterscheiden sich aber in dem, was sie bei einer Bedrohung fühlen, denken und tun. Sie bringen unterschiedliche Gewohnheiten und Wissensbestände in die Situation hinein. Sie haben unterschiedliche Interessen und Überzeugungen, ihre Möglichkeiten unterscheiden sich: Menschen mit Handys mobilisieren anders als Menschen mit Flugblättern. Menschen in egalitären Gesellschaften stellen sozialen Zusammenhalt anders her als Menschen, die große Reichtumsunterschiede aushalten müssen. Überwiegend alte Menschen haben ein anderes Verhältnis zu Risiko und Gefahr als über-

wiegend junge Menschen. Menschen, die in der Bedrohung eine Chance sehen, agieren anders, bilden andere Allianzen als Menschen, die von Existenzängsten umgetrieben werden. Wenn wir Bedrohungssituationen vergleichen, können wir daher Einblicke in Gesellschaften und soziale Gruppen gewinnen. Wir können besser verstehen, was Gesellschaften und soziale Gruppen besonders macht, welche Charakteristika sie miteinander teilen und welche Formen sozialer Praktiken sie gemeinsam haben.

Weil so viele soziale Gruppen und Gesellschaften empfindlich reagieren, wenn sie sich bedroht sehen, können Vergleiche Grenzen überwinden, an die wir uns gewöhnt haben. Wir unterscheiden im Alltag und oft auch in der Forschung moderne von vormodernen Gesellschaften, europäische von nichteuropäischen. Daran ist richtig, dass nicht alle Gesellschaften und sozialen Gruppen gleich sind. Aber ist die Unterscheidung modern-vormodern oder europäisch-nichteuropäisch am wichtigsten? Es scheint so, wenn wir von der europäischen Moderne und beispielsweise von unseren Definitionen für Staaten, Bürger, für geschriebenes Recht ausgehen. Dann sehen wir uns selbst und davon getrennt die anderen. Wenn wir Verhaltensweisen und soziale Praktiken ins Zentrum stellen, ist das Bild vielfältiger. Dann ergeben sich Ähnlichkeiten und Unterschiede, die quer zu unseren Denkgewohnheiten liegen. Das erlaubt es uns, in neuer Weise in den Spiegel zu schauen und Neues über uns selbst und die anderen zu erfahren.

Wie das gehen kann, sollen die Geschichten zeigen, die im ersten Teil des Buches versammelt sind. Geradezu wild sind sie über Zeit und Raum verteilt: Konstantinopel im 6. Jahrhundert steht neben Lima im 16. Jahrhundert. Hinzu kommen aktuelle Beispiele aus Köln, dem österreichischen Galtür, China und Russland. Das, was als Bedrohung identifiziert wird, ist sehr unterschiedlich: eine Infektionskrankheit, ein Staubsturm, eine Lawine, eine Prophetin, ein Krieg und die Migration. Jede Ge-

schichte ist individuell, weil auch gleiche Orte über die Zeit nicht gleich bleiben und weil jede Infektionskrankheit, jeder Sturm, jede Prophetin besonders ist.

Die Justinianische Pest in Konstantinopel zeigt drastisch die Realität einer Bedrohung und ihre massentödlichen Folgen. Sie öffnet den Blick auf hektische Maßnahmen einer überforderten Administration ebenso, wie es individuelle Glücksritter tun, die die Bedrohung für ihre Zwecke nutzen wollen. Die Prophetin María Pizarro und ihr Interpret Francisco de la Cruz sind heute vergessen. Ihr Fall erscheint uns marginal. Aber das fanden die Menschen in Lima und im Spanischen Empire des 16. Jahrhunderts nicht. Prophetie konnte für sie weltverändernde Bedeutung haben. Es sind die uns fremden Logiken aller Akteure, die diese Geschichte bedeutsam machen. Die Lawine von Galtür ist Teil einer langen Geschichte von Lawinenabwehr und dem Umgang mit Lawinenfolgen. Menschen, die in Gefahrenzonen leben, entwickeln Bedrohungskulturen. Im Fall der Staubstürme in der Sowjetunion, in China und Australien sind solche Bedrohungs-, vielleicht sogar Katastrophenkulturen Folge menschlicher Eingriffe in die natürlichen Ökosysteme. Die Kölner Silvesternacht wiederum hat unsere Sicht auf die Migration des Jahres 2015 verändert. Das Reden über die Ereignisse rief ältere Signaturen von Bedrohung auf und produzierte neue. Moralische Kategorien erwiesen sich als besonders geeignet, scharfe Grenzen zu ziehen. In der Geschichte des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine gibt es bereits zahlreiche Beispiele der Instrumentalisierung von Bedrohungsängsten und des gezielten Schürens anderer Emotionen, um politische Ziele zu erreichen, die unter Alltagsbedingungen außerhalb der Möglichkeiten der Akteure liegen.

Trotz aller Individualität der Geschehnisse und Geschichten können wir Ähnlichkeiten sehen. Sie betreffen die Verunsicherung, die Alarmierung, den entstehenden Möglichkeitsraum, die hektischen Bemühungen um Abhilfe, deren Scheitern und

die darauffolgende Suche nach anderen Strategien, die mit neuen Alarmierungen verbunden sind, die Mobilisierung von Menschen und Material und das Nachdenken darüber, wer »wir« eigentlich sind im Angesicht der Bedrohung. Weil es Ähnlichkeiten gibt, können wir vergleichen. Nicht systematisch und mathematisch. Wir können die Geschichten nicht belasten mit dem Anspruch, wahre Aussagen über den Zusammenhang zwischen Variablen zu machen. Wir können nicht sagen, wenn eine Bedrohung geglaubt und zusätzlich a, b und c gegeben sind, wird sich d ergeben. Wir können aus unseren Fallgeschichten und ihren Berührungspunkten auch keine Prognosen für zukünftige Bedrohungen und ihre Bewältigung treffen. Aber wir können Beobachtungen, Hypothesen und Thesen von einem Fall zum anderen tragen, um etwas über die Verallgemeinerbarkeit von Beobachtungen herauszufinden. Wo überall können wir Bedrohungskulturen wie in Galtür finden? Sind Signaturen der Bedrohung auch jenseits der Kölner Silvesternacht ausgeprägt? Produziert jede Bedrohung, wenn sie wie in Konstantinopel geglaubt wird, Glücksritter und Bedrohungsprofiteure? Haben moralische Kategorien den Spielraum des Handelns in vielen Fällen verändert?

Wir lernen durch intensive Untersuchung von Fällen und durch den Vergleich. Der Vergleich ist möglich, weil Bedrohungen an vielen Orten vorkommen und ähnliche Dynamiken erzeugen. Der Vergleich ist ertragreich, weil er die Möglichkeit bietet, die Fähigkeiten einzelner Menschen zu kombinieren. Das ist es, was interdisziplinäre Forschung auszeichnet und was wir in diesem Band auch zeigen wollen. Seine Autorinnen und Autoren sind ähnlich und verschieden. Wir sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit einem Interesse am Alltag und am Tun von Menschen, an Ereignissen und Emotionen, an raschem Wandel und dem, was dem Wandel beharrlich widersteht. Wir kommen aber aus verschiedenen Fächern und haben verschiedene Biografien. Im ersten Kapitel erzählen

mehrere Historiker, eine Sinologin, ein Soziologe und ein empirischer Kulturwissenschaftler. In späteren Kapiteln werden die Fächer Germanistik, Katholische Theologie, Politikwissenschaften, Jura, Amerikanistik, Ethnologie und Medienwissenschaft hinzukommen. Im Vergleich der Geschichten werden unterschiedliche Analyseinstrumente, Erzählweisen und Interpretationsgewohnheiten sichtbar. Wir können Fantasien entwickeln: Wie würde diese Geschichte aussehen, wenn nicht ein Historiker, sondern eine Literaturwissenschaftlerin sie erzählte?

Unsere Fallgeschichten stecken voller Leben. Sie ermöglichen uns, Akteuren unter Extrembedingungen beim Denken, Fühlen und Handeln zuzuschauen. Viele Details, die wir zu sehen bekommen, passen nicht gut zu den gewohnten großen Erzählungen vom Werden des modernen Staates, der komplexen Gesellschaft, der industrialisierten und nun postindustriellen Wirtschaft. Diese widerspenstigen Details sind wichtig, denn sie haben das Potenzial, Geschichte anders zu erzählen. Sind moralische Signaturen, wie die Nachgeschichte der Silvesternacht 2015 anzuzeigen scheint, im 21. Jahrhundert bedeutsamer geworden? Wenn ja, wie passt das zu geläufigen Annahmen über die größere Sachlichkeit der Moderne und ihre Trennung von emotionaleren früheren Zeiten? Wie fügen sich die eigentümlichen religiös-politischen Logiken der María Pizarro und ihres Interpreten Francisco de la Cruz aus Lima oder die moralisierenden Passagen der Pestberichte aus Konstantinopel in die Geschichte des Moralischen und seiner Bedeutung für Staaten und Gesellschaften ein?

Gegenwart und Geschichte

Vieles kann zur Bedrohung werden. Als wir uns 2011 mit einem Team der Universität Tübingen um Förderung durch die Deut-

sche Forschungsgemeinschaft bewarben, verwiesen wir auf Hochwasser in Australien und Brasilien, um die Aktualität unseres Themas deutlich zu machen. Wir setzten eine Bilanz der Versicherung Münchner Rück hinzu, nach der sowohl die Zahl der Naturkatastrophen als auch die Zahl der katastrophengebundenen Todesopfer im Jahr 2010 außergewöhnlich hoch war. Während wir forschten, wurde 2015 in Deutschland um die Frage gerungen, ob Migration eine Bedrohung darstelle. Auch Situationen, in denen Alarmierung nur bei manchen Glauben findet, sind in besonderer Weise dynamisch, lernten wir. 2016 beschlossen die Briten, die Europäische Union zu verlassen. In den USA wurde Donald Trump zum Präsidenten gewählt. Die internationale Politik wurde unberechenbarer. Ab März 2020 befanden wir uns in einer schnell und durchgreifend geglaubten Bedrohung durch das Coronavirus. Das war historisch außergewöhnlich, ebenso wie die Dauer der Situation: Bei an- und abflauenden Wellen waren über Jahre hinweg rechtliche Normen und Alltagsroutinen außer Kraft gesetzt. Während sich daraus wiederum neue, angepasste Routinen entwickelten, begann Russland Ende Februar 2022 einen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Gewissheiten der internationalen Politik wurden plötzlich fraglich – mit Folgen bis ins Alltagsleben bei uns, bis zum kompletten Verlust der Existenz von Menschen in der Ukraine und in Russland.

Das Nachdenken über Bedrohung, so lernten wir, setzt die Gegenwart mit historischen Fällen in einzigartiger Weise in Beziehung. Weil gegenwärtige Alarmierungen und Bedrohungen unsere Gefühle und unseren Verstand bewegen, sehen wir mit anderen Augen auf Bedrohungen in der Geschichte. Andersherum: Das Wissen, das wir durch die vergleichende Untersuchung von Bedrohungen in der Geschichte gewonnen haben, eröffnet uns besondere Perspektiven auf Alarmierungen und Bedrohungen, die sich vor unseren Augen und in unserem Leben abspielen. Die aktuelle Diskussion über einen drohen-

den Dritten Weltkrieg entfaltet sich auf der Grundlage der Erfahrungen aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg.

Schauen wir uns diese Wechselbeziehung am Beispiel des Coronavirus an, dessen Bedrohung uns seit 2020 in Atem gehalten hat. Vor dem Hintergrund unserer historischen Fälle ist dies vor allem deswegen besonders, weil das Virus auf weltweit vielfach vernetzte, aber doch lokal, regional, national und international organisierte Menschen traf. Das Coronavirus veränderte sich, trat an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten in verschiedener Form auf. Aber erfolgreiche Varianten verbreiteten sich schnell und wurden an vielen Orten zum Problem. Soziale Gruppen und Gesellschaften, die sich damit auseinandersetzen mussten, waren aber sehr verschieden. Politische Kulturen und Entscheidungsprozeduren waren in China anders als in den USA oder Deutschland. Menschen fühlten sich in unterschiedlicher Weise bedroht, und das galt nicht nur für Staaten oder Nationen, sondern auch für kleinere Einheiten und Räume: Im Erzgebirge war das Bedrohungsgefühl anders als in Holstein. Unterschiedliche politische Dynamiken, aber auch unterschiedlich hohe Opferzahlen waren die Folge. Republikanische Gouverneure trafen in den USA andere Entscheidungen als demokratische Gouverneure. Sie bewerteten auch die Folgen ihrer Entscheidungen unterschiedlich.

Die Akteure an den verschiedensten Orten der Welt beobachteten sich gegenseitig. Auf der Grundlage des Internets und sozialer Medien konnten sie das zum ersten Mal in der Geschichte in Echtzeit tun. Alle Beteiligten gewannen aus Vergleichen Argumente für das eigene Handeln. In Deutschland spielten die Bilder der Leichentransporte von Bergamo im März 2020 eine entscheidende Rolle für die weitgehend einvernehmliche Durchsetzung massiver Grundrechtseinschränkungen. Überlastete Intensivstationen oder verbreitete Erfahrungen mit eigenen Krankheits- und Todesfällen gab es zu diesem Zeitpunkt in Deutschland noch nicht. Im weiteren Ver-

lauf des Jahres wurden der chinesische und der schwedische Weg diskutiert, um das eigene politische Handeln besser einschätzen zu können. Die US-amerikanischen Auseinandersetzungen um Trumps Corona-Management waren in Deutschland ebenso ein wiederkehrendes Thema wie die brasilianischen um Präsident Bolsonaros Handhabung der Krise. Wir haben daraus gelernt, auch in unseren Fällen den Möglichkeiten und Folgen gegenseitiger Beobachtung größere Aufmerksamkeit zu widmen.

Andersherum ermöglicht uns das Wissen aus historischen Fällen, das Frühjahr 2020 als unwahrscheinlichen, auch im Bedrohungsfall außergewöhnlichen Geschehensablauf wahrzunehmen. Wir haben wenige Beispiele, in denen massiv in Routinen und Rechte eingegriffen werden konnte, weil eine Bedrohung weitgehend einvernehmlich geglaubt wurde, die im persönlichen Umfeld gar nicht spürbar war. Visualisierungen und Bilder übernahmen die Rolle, die in den meisten früheren Bedrohungsfällen das persönliche Erfahren und Erleben gespielt hatte. Sie hatten diese Bedeutung aber nicht immer und überall. In den USA reichten auch die Bilder aus New York nicht aus, um die Mehrheit der Bevölkerung hinter einer Bedrohungsdiagnose zu versammeln. Auch die stärksten Bilder sind interpretationsabhängig. Und auch die Interpretation der Bilder ist ein vermachteter Prozess.

Unsere Erfahrung mit dem Coronavirus und seinen Folgen veränderte unseren Blick auf die Geschichte – und dieser veränderte Blick auf die Geschichte wird Auswirkungen auf unseren Umgang mit zukünftigen Pandemien haben. Noch im Jahr 2019 hätte kaum jemand eine Assoziation mit dem Stichwort ›Spanische Grippe‹ verbunden. Das ist heute anders. Die Geschichte der Menschheit erscheint uns inzwischen auch als eine lange Kette von Krankheiten und Pandemien. Das kann als eine Geschichte von Erfolgen beschrieben werden, auch im Hinblick auf 2020/21: Unser Wissen über das anfangs unbekanntes Virus

ist rasch gewachsen. Auf der Grundlage internationaler Zusammenarbeit konnten in enormer Geschwindigkeit Impfstoffe entwickelt und zur Anwendung gebracht werden. Wichtiger in der öffentlichen Wahrnehmung waren freilich Zweifel am Fortschritt, an der kontinuierlichen Entwicklung von Wissenschaften und an menschlichen Gestaltungsfähigkeiten. Geschichte, so wurde uns vor Augen geführt, besteht auch aus fehlgeleiteten Erwartungen, gescheiterten Planungen und dem Fehlen oder Verlust von Handlungsmacht. Natürlich waren Historiker bisher nicht blind gegenüber diesen Aspekten ihres Gegenstands – im Gegenteil: Bereits der erste Zeithistoriker der Antike, der Athener Thukydides, hat im ausgehenden 5. Jahrhundert v. Chr. aus seiner eigenen Katastrophenerfahrung heraus (er war Zeitzeuge und Opfer des großen Krieges zwischen Athen und Sparta und erkrankte zwischenzeitlich an der athenischen ›Pest‹) das Geworfensein des Menschen in der Geschichte thematisiert. Wir würden heute von Kontingenz sprechen. Aber die Geschichtsschreibung folgt Konjunkturen, und Historiker setzen jeweils unterschiedliche Schwerpunkte aus ihrer eigenen Zeit heraus. Die Corona-Pandemie hat in kürzester Zeit eine Neuorientierung bewirkt. Das uns vertraute Geschichtsbild wurde eines der ersten Opfer dieser Bedrohten Ordnung.

Diese Neuorientierung wird schon jetzt auf dem Buchmarkt, in wissenschaftlichen Journalen oder auch im Tagungsbetrieb sichtbar; sie beginnt allmählich, der Geschichtswissenschaft einen markanten Stempel aufzudrücken, und sie wird langfristige Spuren hinterlassen. Welcher Historiker, der die Corona-Pandemie miterlebt hat, wird in den nächsten Jahrzehnten über historische Krankheiten und Epidemien schreiben können, ohne dabei die eigenen Erfahrungen mit einzubringen, sei es bewusst oder auch unreflektiert? Wann war uns je stärker bewusst, dass jene Epoche, die wir das ›Mittelalter‹ nennen, von zwei verheerenden Pandemien eingefasst war – und was folgt daraus für unsere Sicht auf dieses Jahrtausend?

Und wie wird sich die gegenwärtige Bedrohung auf unser Geschichtsbild und Zukunftsprojektionen auswirken? Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine hat binnen Stunden die Corona-Pandemie aus Medien und öffentlichen Diskussionen weitgehend verdrängt. Allein das ist bemerkenswert (und zeigt einmal mehr, dass der Gegenstand der Bedrohung eine Gesellschaft erst durch deren Selbstalarmierung in den Zustand einer Bedrohten Ordnung versetzen kann). Stattdessen wird nun über Waffenlieferungen, Aufrüstung der Bundeswehr, die Defensivstärke der NATO – kurz: über den Krieg geredet. Wird der Krieg, den westliche Gesellschaften nicht nur aus ihrer Gegenwart, sondern vielfach auch aus der Geschichte verdrängt hatten, nun ebenfalls wieder verstärkt ins Zentrum historischer Forschung rücken? Wann war uns je stärker bewusst, dass die konventionelle Gliederung der Geschichte nicht zuletzt auch einer europäischen Perspektive auf den Wechsel zwischen Krieg und Frieden folgt?

Daraus ergibt sich ein weiteres Anliegen dieses Buches. Wir wollen unsere Erfahrungen nutzen, um Geschichte anders zu verstehen. Unsere gegenwärtigen Erfahrungen lösen die historische Neugier aus und leiten sie an. Dann aber stellt sich die produktive Irritation durch die Fremdheit der Geschichte ein und führt zu neuen Erkenntnissen. Deshalb ist in diesem Band der 11. September 2001 ebenso vertreten wie die Migrationsdebatte 2015. Beide Themen aber sind hineingestellt in ein Ensemble historischer und gegenwartsnaher, aber in anderen Weltregionen spielender Geschichten. Sie alle zeigen zunächst einmal: Jede soziale Gruppe, jede Gesellschaft verfügt über andere, jeweils eigene Fähigkeiten und Mechanismen, Ordnung herzustellen und zu erhalten. Das bedeutet, dass jede Gesellschaft auch in spezifischer Weise verwundbar ist und ein jeweils anderes Verständnis davon hat, was sie bedrohen kann und was nicht. Ein Tsunami besitzt für die Bevölkerung eines pazifischen Inselstaates eine ganz andere Relevanz als für die

Bewohner Stuttgarts. Ein Ausbruch der Pest stellte Gesellschaften vor der Erfindung von Antibiotika vor andere Herausforderungen als uns heute. Die Vorstellung, vom zürnenden Gott gestraft zu werden, erzeugt in unterschiedlichen Gesellschaften weit voneinander abweichende Bewältigungsstrategien. Aus diesem Grund lässt sich die Justinianische Pest im 6. Jahrhundert n. Chr. in derselben Weise als Bedrohte Ordnung konzeptualisieren wie die Häresie des Dominikaners Francisco de la Cruz in Lima ein Jahrtausend später oder die aktuelle Covid-19-Pandemie. Aus diesem Grund führen die nachfolgenden Fallbeispiele jedoch auch in Lebenswelten, die auf den ersten Blick höchst unterschiedlich erscheinen. Sie alle eint jedoch eines: Unabhängig davon, worin die Bedrohung bestand und was im Prozess der Selbstalarmierung aus ihr jeweils gemacht wurde, sahen und sehen Akteure sich selbst sowie die Sozialzusammenhänge, in denen sie sich bis dahin bewegt hatten, existenziell bedroht. Dadurch wurden und werden Bewältigungsstrategien in Gang gesetzt, die – wie beschrieben – strukturelle Ähnlichkeiten aufweisen und sich dadurch analytisch miteinander in Beziehung setzen lassen. Wir gewinnen dadurch keine sicheren Prognosen für die Zukunft, immerhin aber ein vertieftes Verständnis für menschliches Handeln in Extremsituationen und damit neue Einsichten in menschliches Verhalten überhaupt.

Die Justinianische Pest. Das Wechselspiel von Ordnungen in Zeiten existenzieller Bedrohung

Dominik Delp

Eine rätselhafte Krankheit

Auch der selten um Deutungen verlegene Geschichtsschreiber Prokop konnte es sich nicht erklären: Zur Regierungszeit Kaiser Justinians (527–565), im Jahr 541, brach in der ägyptischen Hafenstadt Pelousion eine rätselhafte Krankheit aus. Die Menschen bekamen zwar Fieber, aber zunächst schienen die Infektionen harmlos zu verlaufen. Bald darauf verschlechterte sich allerdings der Zustand der Kranken, und man sah Schwellungen in ihren Achselhöhlen. Während die einen bewusstlos wurden, verfielen andere in Raserei; einige waren von schwarzen Blasen übersät und verstarben bald, bei anderen begannen die Beulen zu eitern. Genesene litten nach der Erkrankung mitunter an Sprachstörungen oder abgestorbenen Gliedmaßen.

Die Seuche, die diese Symptome hervorrief, breitete sich rasant aus. Von Ägypten gelangte sie über die Küsten ins Hinterland und erreichte schließlich Konstantinopel, wo sie mindestens vier Monate lang wütete.¹ Man hatte der Krankheit wenig entgegensetzen. Sie befahl Reiche gleichermaßen wie Arme, Fromme genauso wie Sünder. Auch darüber hinaus zeichnete sich kein Muster ab. Einige der Genesenen schienen gegen die Krankheit immun zu sein, fielen aber schließlich doch einer weiteren Infektion zum Opfer. Dörfer, die zunächst verschont geblieben waren, ereilte kurz darauf das Unglück.

Ebenso starben mal Kinder bald nach der Geburt, mal raffte die Seuche schwangere Frauen dahin, die aber in ihren letzten Atemzügen Säuglinge zur Welt brachten, die unbeeinträchtigt von der Pest überlebten. Öfter starben allerdings beide, Mutter und Kind. Beinahe resignierend schrieb Prokop schließlich in seiner Schilderung der Pandemie:² »Für dieses Unglück jedoch kann man einen Grund weder nennen noch ausdenken, außer man sucht ihn bei Gott. Denn die Heimsuchung beschränkte sich nicht auf einen bestimmten Teil der Erde oder auf gewisse Menschen und dauerte auch nicht bloß über eine Jahreszeit hin [...], sie umfasste vielmehr die ganze Erde, schädigte alle Menschenleben [...].«³

Sogar dieser findige Autor, der in seinem Werk ansonsten stets irdische Ursachen anzugeben vermochte, wusste sich hier offenkundig nicht mehr anders zu helfen, als auf Gott zu verweisen. Seine Ausführungen sind ein Zeugnis für die große Verunsicherung, die die Seuche auch unter dem Eindruck vorangegangener Katastrophen (Erdbeben, Himmelsverdunklung nach einem Vulkanausbruch, Missernten, Flutwellen)⁴ ausgelöst hatte.

Selbst heute noch ringen Historiker um die Deutung der Ereignisse. So ist unter anderem umstritten, wo genau und mit welcher Intensität sich die Krankheit ausgebreitet hat.⁵ Damit verbunden ist die Frage, wie schwer die Folgen für das Reich, seine Institutionen und seine Wirtschaft waren. Die Quellenlage stellt hier eine Herausforderung dar, denn es existiert keine verlässliche Erhebung oder Vergleichbares darüber, wie viele Opfer die Pest in den Provinzen und Regionen forderte. Auch archäometrische oder andere naturwissenschaftliche Untersuchungen helfen nur bedingt weiter. Nicht selten machen Wissensvermittlungsprobleme die gewonnenen Daten unbrauchbar, etwa wenn für eine statistische Erhebung Angaben darüber, wie viele Menschen erkrankten und starben, aus antiken Schriftzeugnissen unreflektiert übernommen werden.



Dunkle Wolken ziehen herauf. Ansicht der im 6. Jahrhundert von Justinian erbauten Hagia Sophia (Foto: Dominik Delp)

Wir wissen heute, dass die Zahlen der zeitgenössischen Geschichtsschreiber notorisch unzuverlässig sind und nur aus dem historischen Werkzusammenhang heraus sinnvoll interpretiert werden können. Zudem sind die Berichte der Zeitgenossen nicht reine Darstellungen des beobachteten Geschehens.⁶ Häufig eifern sie klassischen Vorbildern nach wie etwa der berühmten Beschreibung einer Seuche in Athen von Thukydides, die sich dort fast ein ganzes Jahrtausend zuvor

ereignet hatte und auf einen anderen Erreger zurückging.⁷ Trotz solcher Probleme lassen sich dennoch einige grobe Aussagen zur Justinianischen Pest treffen: Gesichert ist, dass für die Krankheit der Erreger *Yersinia pestis* verantwortlich war, der auch den »Schwarzen Tod« im Mittelalter auslöste. Neben günstigen Umwelteinflüssen dürften zivilisatorische Faktoren die rasante Ausbreitung der Krankheit begünstigt haben; hierzu zählen vor allem Handels- und Kommunikationswege sowie die dadurch begünstigte flächendeckende Ausbreitung von Ratten im Mittelmeerraum.⁸ Obgleich sich einige der Geschichtsschreiber an klassischen Vorbildern orientierten oder eine moralisierende Agenda verfolgten, geht aus ihren Berichten eine Dringlichkeit hervor, die sich nicht aus der Nachahmung erklären lässt. Das immense Ausmaß der Verheerungen wird zudem durch neue Untersuchungsergebnisse dahingehend plausibilisiert, dass man auch abseits der etablierten Handels- und Kommunikationswege, etwa in Süddeutschland, Skandinavien oder dem damals nicht mehr römischen Britannien, den Pesterreger für das sechste Jahrhundert nachgewiesen hat.⁹ Wie dramatisch muss sich die Lage dann erst in den großen Metropolen der Zeit dargestellt haben? Johannes von Ephesos jedenfalls zeichnet das düstere Bild einer zu beweïnenden entvölkerten Welt: Die Häuser seien zu Mausoleen geworden, tote Körper lägen in den Hauseingängen und Kirchen der Städte wie auf den Straßen und Dörfern auf dem Land.¹⁰ Trotz der christlichen Deutung der Ereignisse ist sein Bericht durchdrungen von eigenen Erfahrungen. Er selbst bereiste zu jener Zeit das Land in ständiger Furcht um sein Leben.¹¹ Mit weniger zur Schau gestellter Religiosität schrieb Prokop von dramatischen Zuständen im Reich (und darüber hinaus), insbesondere in Konstantinopel: Er spricht allein dort von zunächst 5000, dann 10 000 und mehr Toten am Tag.¹² Obgleich sowohl die Opferzahlen als auch die Darstellung aus den genannten Gründen im Detail mit Vorsicht zu genießen

sind, künden sie doch von den großen Verwerfungen, die mit der Pest einhergingen. Es ist die Wahrnehmung der Zeitgenossen, dass etwas geschah, das etablierte, alltägliche Verhaltensweisen außer Kraft setzte.¹³

In solchen Situationen wird aber in der Rückschau gerade das Selbstverständliche und daher meist von den Zeitgenossen Unausgesprochene deutlich, eben weil es unter Druck stand und angezweifelt wurde. Ordnungen, die ansonsten im Hintergrund wirken, treten in einer solchen Situation zutage. Die Pest erfasste zahlreiche solcher Strukturen: Nach ihr waren weder die Monarchie noch die christliche Religion dieselben geblieben. Mit diesen verbunden waren kleinere Gebilde, die sich zeitweise ebenfalls veränderten und anpassten, etwa die urbane Ordnung Konstantinopels, in der selbst berufsmäßige Verbrecher nun einen neuen Platz finden mussten.

Die Pest im Großen und Kleinen

Das Leichenproblem in Konstantinopel

Die Pest hatte die einst blühende Stadt am Bosphorus in ein Leichenhaus verwandelt; die verwesenden Körper wurden schnell zum Problem: Ein bestialischer Gestank habe sich über ganz Konstantinopel ausgebreitet, da sich nur zu oft niemand gefunden habe, die Toten ordnungsgemäß zu bestatten. Als die Situation unhaltbar wurde, beauftragte Kaiser Justinian, der schon bald selbst erkrankte, aber wider Erwarten überleben sollte, einen jungen Mann namens Theodoros damit, das Problem zu lösen.¹⁴ Auf die herkömmlichen Verfahrensweisen konnte Theodoros sich nur schwer verlassen. Er ließ Massengräber ausheben und soll sogar angeordnet haben, alle Gräber in der Stadt, egal, wem sie gehörten, mit namenlosen Toten zu füllen. Auch schuf er mit den nötigen Geldmitteln ausgestat-

tete Amtsträger erhebliche finanzielle Anreize, sich an der Bergung der Toten zu beteiligen. Für jede Leiche zahlte er eine großzügige Summe. So habe, wie Johannes von Ephesos bemerkt, ein kräftiger junger Mann ein Pfund Gold und 101 Denarii an einem einzigen Tag verdienen können. Diese Bemerkung ist nicht unproblematisch, da es dem Autor auch darum ging, ein Musterbeispiel¹⁵ dafür zu erschaffen, welch grausames Schicksal solche Sünder ereilte, wenn sie nicht von diesem gottlosen Treiben abließen. Folgerichtig ergeht es allzu raffgierigen Kleinunternehmern in seiner Darstellung schlecht: Sie sacken von einem Moment auf den anderen wie vom Blitz getroffen tot zusammen, noch während ihnen der Lohn für ihre Dienste durch die Finger rinnt.¹⁶ Indes sind ähnliche Praktiken auch bei Prokop überliefert, der weit nüchterner schreibt. Dieser berichtet denn auch, viele der Leichenträger hätten überlebt – wider Erwarten allerdings. Auch von Massengräbern, dem Füllen von Mausoleen mit unbekanntem Toten und der Abkehr von den üblichen Bestattungsriten weiß er zu erzählen. Ferner habe man Schiffe mit Leichen gefüllt und im Meer versenkt.¹⁷

Die Arbeit, die es zu verrichten galt, war nicht leicht: Die Toten mussten aus Häusern, Kirchen oder Straßenecken geborgen werden. Wenn man sie fand, konnte es sein, dass die Verwesung bereits zu weit vorangeschritten war, um die Körper zu transportieren. Die Träger entwickelten für diesen Fall eine neue Technik: Sie nähten die verfaulten Kadaver, aus denen der Leichensaft troff, in Matten ein, an denen sie Tragestangen befestigten.¹⁸ Auch wegen dieser Umstände scheinen die Berichte über hohe finanzielle Anreize keinesfalls aus der Luft gegriffen zu sein.

So konnte man des Problems mehr schlecht als recht Herr werden; dabei war es dem Palast mit Theodoros durchaus gelungen, Abhilfe zu schaffen, indem man radikal die Verfahrensweisen, die bislang bestanden hatten, aufgab und neue begrün-

dete. Hof und Teile der Stadtbevölkerung traten so in eine Wechselbeziehung ein, die einigen den schnellen sozialen Aufstieg ermöglichte, wenn auch um den Preis eines erheblichen Risikos für Leib und Leben. Vielleicht hat auch die Unberechenbarkeit der Situation – Prokop schreibt, dass auch Menschen erkrankt seien, die kaum Kontakt zu Kranken gehabt hatten¹⁹ – dazu beigetragen, dass sich bei einigen ein gewisser Fatalismus Bahn brach, der sie die Scheu vor den Toten und dem Unheil, für das sie standen, überwinden ließ.

Entrepreneurs und gewöhnliche(re) Verbrecher

Doch Konstantinopel hatte noch mehr Schwierigkeiten als die sich immer höher auftürmenden Leichenberge. Sie waren nur ein Symptom eines übergeordneten Problems, nämlich des Zusammenbruchs großer Teile der städtischen Sozialstruktur. Märkte und Plätze blieben verwaist, Geschäfte geschlossen und die Versorgungslage war zunehmend angespannt. Zugleich konnte auch in den Haushalten selbst das Wirtschaftsleben kaum aufrechterhalten werden. So erkrankten Sklaven, auf deren Dienste ihre Herren nicht mehr zugreifen konnten, obwohl sie darauf angewiesen waren. Umgekehrt starben auch vermögende Bürger und ließen ihre Dienerschaft herrenlos zurück.²⁰ In dieser chaotischen Situation suchten nicht wenige sinistre Geister den schnellen Gewinn. Johannes von Ephesos berichtet (wenn auch für eine andere Stadt) von Männern, die sich zusammenrotteten, um in die verlassenen Häuser der Reichen einzusteigen und so viel mitzunehmen, wie sie nur tragen konnten. Regelrechte Schatzkammern hätten sie gefüllt. In der christlich-moralisierenden Darstellung des Bischofs lässt die göttliche Strafe allerdings nicht lange auf sich warten, da die Überlebenden noch in ihrer Beute schwelgend niedergestreckt wurden. Auch für jene, die hätten fliehen wollen, habe es kein

Entrinnen gegeben. Sie seien auf der Landstraße elendig an der Seuche – die hier ebenfalls für den Zorn Gottes steht – zugrunde gegangen.²¹

Ein anderes »Geschäftsmodell« verfolgten einige umtriebige Mitbürger, die kaum integrierter waren als ihre türenzertrümmernden »Kollegen«: Arme und Bedürftige seien zu reichen Händlern und Geldverleihern gegangen und hätten Gaben erbeten, auf dass sie im Gegenzug ihren kranken Spender nach dessen Tod in Erinnerung behielten. So mancher zeigte sich wohl großzügig, was nicht weiter verwunderlich war, da es mitunter ja keine Angehörigen mehr gab, denen man seinen Besitz hätte vererben können. Und war der Spender dann noch selbst erkrankt und dem Tode geweiht, dürfte es ihm ratsam erschienen sein, für das Jenseits durch einen Akt der Nächstenliebe ein wenig vorzubauen. Diese Gemengelage machten sich die Bittsteller zunutze, indem sie explizit auf den himmlischen Lohn verwiesen. So setzten sie ihr Gegenüber derart unter Druck, dass die Bettelei eine erpresserische Komponente erhielt. Doch auch das Treiben jener Bettelpresser hatte, wie Johannes in seiner üblichen Manier bemerkt, Konsequenzen: Sobald sie die Schwelle des Hauses ihres Wohltäters überschritten hätten, sei es gewesen, als sei ein Schwert über ihnen niedergegangen.²²

Allerdings überliefert Prokop wiederum einen ganz anders gelagerten Fall: Berufsmäßige Verbrecher hätten nämlich unter dem Eindruck der apokalyptischen Situation von ihrem schändlichen Treiben abgelassen und sich in ihrer Angst Gott zugewandt. Auch verfeindete Banden hätten plötzlich Frieden geschlossen und teilweise gar versucht, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Diese Läuterung habe aber, wie der Geschichtsschreiber schnell nachschiebt, nicht lange angehalten.²³

Religiöse Deutungen

Die Anekdote um die (kurzzeitig) bekehrten Verbrecher, die Prokop überliefert, ordnet sich in eine Situation weit um sich greifender Verunsicherung ein.²⁴ Insbesondere die einfachen Leute hätten Schutzformeln gerufen, in denen sie manchmal Heilige und sehr oft die Gottesmutter bemühten.²⁵



Die Cisterna Basilica – oft »Versunkener Palast« genannt – westlich der Hagia Sophia; erbaut von Justinian (Foto: Dominik Delp)

Daneben waren allerlei Gerüchte im Umlauf: Dämonen hätten die Menschen zur Feindseligkeit gegen die Vertreter der Religion verführt und zu abergläubischen oder heidnischen Handlungen angestiftet.²⁶ Auch seien die Einwohner Konstantinopels dazu übergegangen, Tongefäße aus den Fenstern zu werfen und auf der Straße zerschellen zu lassen, um so das Unheil abzuwehren. Die abergläubische Praktik habe in einem Viertel begonnen, nachdem ein Überlebender das Gerücht gestreut hatte. Seien die Werfer vielleicht anfangs noch belächelt

worden, habe sich der Brauch schnell, Viertel für Viertel, über die gesamte Stadt ausgebreitet.²⁷

Von einer anderen Form des Aberglaubens berichtet Prokop: Viele hätten böse Geister oder Dämonen in Menschengestalt gesehen und geglaubt, die Erscheinung habe ihnen einen Schlag versetzt; die Folge sei dann ihre Erkrankung gewesen. Nachdem sich die üblichen Abwehrrituale und frommen Bräuche als unwirksam erwiesen hätten, seien die Leute in ihre Häuser geflüchtet, die Rufe und das Klopfen ihrer Freunde und Verwandten ignorierend, aus Furcht, es handele sich um die Stimmen böser Geister.²⁸

Diese Beispiele zeugen von der großen Verunsicherung, die allgemein um sich gegriffen hatte, und dem Versuch, durch Deutungen und neue Handlungsweisen ein gewisses Maß an Kontrolle zurückzugewinnen. Sie zeigen zugleich, dass eine solche Situation, in der Akteure verzweifelt nach Erklärungen suchten, durchaus schöpferische Kräfte freisetzte.

Das Ganze und seine Teile

Die Seuche, die die ganze bekannte Welt erfasst hatte,²⁹ hinterließ sowohl in größeren politischen Gebilden als auch in kleinen, lokalen Strukturen ihre Spuren. Für die religiös-monarchische Ordnung hat die Forschung festgestellt, dass diese durch die Bedrohung herausgefordert wurde. Doch die Entwicklungen schlugen sich auch sehr deutlich im Alltag einfacher Menschen nieder: Das zeigt sich auch in ganz gewöhnlichen abergläubischen Praktiken, die bis zu einer dezidierten Ablehnung bestehender Autoritäten reichen konnten. Solche Handlungen waren allerdings nicht allein Symptome eines umfassenderen Wandels, sondern sie schufen gerade in einer Situation, in der die Strukturen den Aktionsrahmen nicht mehr zuverlässig bereitzustellen vermochten, etwas Neues,

das dann auch, nachdem die Seuche endemisch geworden war, Bestand hatte. Die Marienverehrung sollte beispielsweise nach der Pest einen prominenten Platz im gelebten oströmischen Christentum erhalten, obwohl ihr Wesen im Kleinen entstanden war.

Auch eine kurzzeitige Abkehr von den etablierten Verfahrensweisen konnte Dynamiken entfachen, die das bestehende Gefüge nachhaltig zu verändern vermochten: Nachdem die Bestattungsbräuche, ja selbst rudimentärste Formen von Begräbnissen nicht mehr durchführbar waren, mussten neue Verfahren etabliert werden, mit denen die Ordnung wiederhergestellt werden konnte. In diesem Fall interagierten der Palast und die Stadtbevölkerung; für Teile der Letzteren ergaben sich neue, wenn auch risikoreiche Möglichkeiten. So veränderte sich, wenn die Leichenträger denn überlebten, ihre gesellschaftliche Position innerhalb des sozialen Gefüges der Stadt.

Andere Strukturen waren dort ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden. Haushalte, in denen es zuvor eine klare Aufgabenteilung gegeben hatte, konnten diese oft nicht mehr aufrechterhalten, weil entweder Diener oder Herren verstorben waren. Einige versuchten, aus der Situation Gewinn zu schlagen, sei es durch Plünderung, sei es durch aggressive Bettelei. Auch solche Tätigkeiten konnten natürlich Aufsteiger generieren. Freilich ist es angesichts der grundsätzlich angespannten Versorgungssituation, die wegen der Entvölkerung auf dem Land länger anhielt, fraglich, ob so erworbene Reichtümer von Dauer waren. Bemerkenswert ist indes die bei Prokop überlieferte Neuorientierung einiger krimineller Elemente, die gerade dann, als es am schlimmsten stand, von ihrem Treiben abließen. Banden hätten sogar bis zu einem gewissen Grad einen Beitrag zur Konsolidierung der Lage geleistet. Der Geschichtsschreiber weist allerdings deutlich darauf hin, dass diese Entwicklung eben nicht anhielt und die Verbrecher bald, nachdem das Schlimmste vorbei war, zu ihren alten Gewohnheiten zu-

rückkehren sollten. Die Episode steht also vielmehr für die Volatilität der Bedrohungssituation, in der Veränderung eine häufig eintretende Möglichkeit ist, sich Teile des Gefüges aber durchaus als beständig erweisen können. Mit anderen Worten: Die Pest bot Chancen – auch für Kriminelle. Solche Geschäftsmodelle konnten aber nur dann von Dauer sein, wenn auch die Rahmenbedingungen, die sie ermöglichten, Bestand hatten. Kehrete Normalität ein, versprach es keinen Erfolg mehr, verzweifelte Händler zu einer Spende zu nötigen – oder zu plündern, wenn mittlerweile Erben den Besitz verteidigten. Genauso verhält es sich mit der plötzlichen Redlichkeit notorischer Unruhestifter. Mit der Gefahr verschwand auch der Anlass zur Läuterung.

Die Seuche als allgemeine Bedrohung erfasste nahezu alle Ordnungen; sie lässt erkennen, wie diese Gefüge miteinander in Wechselwirkung traten und dass nicht allein größere Strukturen Wandel vorantrieben, auch wenn von ihnen ausgehend dezidiert Maßnahmen zum Erhalt der Ordnung ergriffen wurden. Vielmehr stellen sich Veränderungen selbst als Wechselwirkungen dar, innerhalb derer neue Handlungsweisen, die die Menschen in ihrem Alltag begründet hatten, im »großen Ganzen« Wirkung entfalteten. Dabei hatte nicht alles Bestand; jedoch hinterließ auch das, was verging, Spuren.

Herrschaftsanspruch und Seelenheil im Lima des 16. Jahrhunderts. Die Häresie des Dominikaners Francisco de la Cruz

Fabian Fechner

Wie tief kann ein Mensch fallen? Francisco de la Cruz war einer der angesehensten Theologen Perus und sowohl Ratgeber des Vizekönigs von Peru als auch des Erzbischofs von Lima. Er wurde 1571 gerufen, um bei der jungen Kreolin María Pizarro einen Exorzismus durchzuführen. Andere Ordensleute waren bereits an der Aufgabe gescheitert; er galt als letzte Hoffnung. María Pizarro sprach stets von Offenbarungen durch einen »Bewaffneten«. Anders als die bisherigen Exorzisten ging de la Cruz davon aus, dass ihr in den Visionen tatsächlich der Erzengel Gabriel erschienen sei. Für de la Cruz und seine Zeit war diese Frage existenziell, da der Kontakt zu Engeln und Heiligen Anteil am Heil versprach. Die Gläubigen warteten geradezu auf überirdische Zeichen und Wunder, von denen sie sich auch Aussagen über die Zukunft erhofften. Letztlich sah sich de la Cruz sogar selbst als Empfänger göttlicher Offenbarungen. Unter anderem sei ihm die Vergebung aller seiner Sünden verkündet worden, darunter auch die, dass er 1571 mit der verheirateten Bürgerin Leonor de Valenzuela einen Sohn gezeugt hatte: Gabrielico. Nach der Neudeutung der Visionen geriet der Dominikaner de la Cruz selbst unter Häresieverdacht, nicht zuletzt deshalb, weil ihn bereits ältere theologische Äußerungen belasteten. So wurde er 1572 auf Veranlassung des Inquisitionstribunals in Lima gefangen genommen. Bis 1574 legte man mehrere Anklageschriften gegen ihn vor. 1578 wurde de la Cruz vom Inquisitionstribunal als Häretiker zum Tode ver-

urteilt und auf dem Marktplatz in Lima auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Das Bedrohungspotenzial von de la Cruz wurde in der Forschung bislang oft recht verkürzt ausschließlich der *Erläuterung der Apokalypse* [des Johannes] entnommen, die Teil der Inquisitionsakten ist. Darin vertrat de la Cruz die Ansicht, dass er in naher Zukunft in einer Person als Erzbischof, Kaiser und Papst regieren werde. Lima sollte nach der Zerstörung der Alten Welt durch die Türken zum neuen Mittelpunkt der Welt werden. Seinen Sohn Gabrielico hob er in die Rolle des »Salomo Amerikas«, der das tausendjährige Endzeitreich in Amerika einläuten und über Spanier, Kreolen, Mestizen und Indios gleichermaßen regieren sollte.

Diese Kurzfassung der Vorstellungen des Dominikaners und sein gesellschaftlicher Absturz passen in ihrer Folgerichtigkeit gut in eine Geschichte der Inquisition oder aber in eine Geschichte der Unterdrückung devianter Auffassungen. Zudem provoziert die Biografie des Hingerichteten moralische Deutungen und befriedigt auch einen gewissen Voyeurismus. Doch gibt de la Cruz' Geschichte sehr viel mehr her. Die Inquisitionsakten zu seinem Fall umfassen nämlich mehrere Tausend Seiten und sind komplett überliefert. Dies ist eine große Ausnahme für das 16. Jahrhundert. Von vielen anderen Inquisitionsprozessen sind nur knappe Zusammenfassungen erhalten. Hier aber liegen Hunderte von Zeugenaussagen über mehrere Jahre hinweg vor, die uns die gesamten Unsicherheiten, Gerüchte und Abwägungen aus dem Umfeld des Angeklagten vermitteln. Daher lassen die Akten tiefe Einblicke in die Befürchtungen und Bedrohungsszenarien der Zeit zu. Bei den umfangreichen, vielschichtigen Quellen bleiben jedoch einige Fragen offen. So sind weder Bezüge zwischen den verschiedenen Teilen der Inquisitionsakten restlos geklärt, noch ist immer deutlich, wer in einigen Passagen der ausladenden Dokumentation eigentlich spricht. Außerdem gibt es innerhalb der Akten

in sich geschlossene Erzählungen mit moralischen Erwägungen, die gegen eine eindeutige Verurteilung de la Cruz' argumentieren. Auch Mutmaßungen, dass de la Cruz im Kerker verrückt geworden sei, werden immer wieder vorgebracht, führen aber zu keinem eindeutigen Ergebnis. Die Person des Theologen und auch das Bedrohungspotenzial, das ihm zugesprochen wird, sind also sehr viel komplexer, als es die künstlich herauspräparierte *Erläuterung der Apokalypse* nahelegt.

In welchem größeren Zusammenhang ist dieses Bedrohungspotenzial zu sehen? Zunächst ist der politische Bereich zu nennen. Die spanische Krone wollte in der Neuen Welt den eigenen Machtanspruch durchsetzen und sah diesen von mehreren Seiten bedroht. Die autochthonen Völker leisteten teilweise erbitterten Widerstand gegen die Conquista, vor allem an der Südgrenze des Vizekönigreichs Peru. Dazu kam die wiederholte bewaffnete Auflehnung von Teilen des spanischstämmigen Niederadels in Peru: Anfangs privilegierte die spanische Krone lokale Machthaber durch die Übertragung von weitgehenden Rechten, Ländereien und indigener Arbeitskraft. Diese Kommendeninhaber (*encomenderos*) sahen sich dann durch Zentralisierungsabsichten der spanischen Krone in ihren Rechten beschnitten und suchten die militärische Auseinandersetzung, bei der ein hochrangiger Gouverneur den Tod fand und ein Gegengouverneur von den Aufständischen ausgerufen wurde. Doch auch von außen sah die spanische Krone ihre amerikanischen Reiche durch andere europäische Mächte bedroht. Besonders bekannt sind die Kaperfahrten von Francis Drake in den 1570er-Jahren, die vor allem die Karibik und eben Peru zum Ziel hatten.

Neben der weltlichen Herrschaft war auch der Glaube alles andere als unerschütterlich. Das gesellschaftliche Ideal der Heiligkeit war in seinen Erscheinungsformen nicht immer von etwaigen »Irrlehren« unterscheidbar. Heiliggesprochene Ordensgründer wie Ignatius von Loyola und Teresa von Ávila